

DER ANDERE ORT

Zur Politik des Heterotops

ein Essay von

REINHART BUETTNER

ist schön... ein geschlossenes, einheitliches Stadtbild kann monoton, öd, langweilig und abweisend sein und das aus mehreren Gründen: mangelnde Variabilität im Detail, in der sichtbaren Nutzung, in der Straßenführung, in der Platz- und Kreuzungsgestaltung, in der Farbigkeit, in der Stadtmeublierung . . . etc.

Das Horrorbild des massenhaften Auftretens des immer Gleichen ist uns Europäern tief eingepägt, weil es die Würde und Bedeutung des Individuellen verrät, der scholastischen Haecceitas widerspricht und dem Plural das uneingeschränkte Prärogativ einräumt, was uns zutiefst verunsichert. Uniforme Gestaltung, wie sie Ziel und Ergebnis industrieller Fertigung ist, auf Wohn-, Lebens- und Erlebensformen zu übertragen erachten wir als „Verbrechen an der Menschlichkeit“ und weisen sie allenfalls dem Militärisch-Kriegerischen und anderem Ähnlichen zu, wo Menschlichkeit ohnehin eine nachgeordnete Rolle spielt; administrative Stichworte dazu sind: die „Kasernierung, Unterbringung, Ansiedlung und Einquartierung“.

Die Demonstration von Macht, die durch lange Alleen, gesteigerte Perspektiven, Symetrien und große Reihungen symbolisiert werden, kippen sehr leicht ins Anonyme und Angst Auslösende. Regisseure und geschickte Inszenatoren wissen und kennen das und setzen es ein, wie man den Plänen zu Germania in Berlin und der EUR in Rom studieren kann.

Einzigartiges, Individuelles, Singuläres, Auffallendes, Ungewöhnliches, Irreguläres, Unverwechselbares, Besonderes, Herausstechendes, Betontes, Salientes hat meist und mindestens zwei Seiten, die sich in der Breite der Beurteilungen von bemüht und lächerlich bis eindrucksvoll und großartig widerspiegeln. Unsere Haltung zu allem Exzeptionellen ist prinzipiell ambivalent, wir verachten es und möchten es nicht missen, es erscheint uns ablehnenswert, wichtigtuerisch und gleichzeitig orientieren wir uns mit seiner Hilfe, wir finden es zwar großartig, können aber weder in noch mit ihm leben.

Der eigentümliche deutsche Begriff des „Denkmals“ mit all' seinen skurrilen Konnotationen vom „Mahnmal des Gedenkens“ im Sinne von Erinnerns, über die Demonstration der Wichtigkeit des Monuments bis zur bronzenen Aufforderung zum Denken lässt zwar in seinem Wortfeld die der Orientierung dienende „Landmarke“ aus, benutzt Denkmale aber durchaus in dieser Weise.

Die Reiseführer des internationalen Tourismus sind in der Regel nach „Sehenswürdigkeiten“ gegliedert und diese Sehenswürdigkeiten sind

zumeist dem Geschmack des jeweiligen Veranstalters, Verlegers oder einem nicht überprüften, konventionellen Mittelwert überlassen. Dahinter verbergen sich häufig merkantile Interessen, kulturelle Stereotype, und jene Mischung aus vielen Motiven, die für geschmackliche Fragen typisch ist, aber es handelt sich doch meist um landmarks und besondere Bauwerke mit Geschichte.

Da das Stichwort gefallen ist, sind einige historische Anmerkungen über die Stadt, ihre Entstehung, wirtschaftliche, administrative und politische Bedeutung unumgänglich.

Schlösser, Burgen, Klöster, Kirchen, Herren-und Patrizierhäuser sind die Zeugen örtlicher Geschichte und prägten als aus der übrigen Bebauung herausragende Objekte das Stadtbild. Später kamen Bahnhöfe und Fabrikgebäude hinzu, noch später Kaufhäuser, Bürohäuser und Konsumtempel aller Arten. Die Stadt als Inbegriff der bürgerlichen Prosperität entwickelte sich zum Ort des Handels und Verkehrs und in seiner Folge zum Tummelplatz der Moden, des Zeitgeistes und der Kultur, wobei sich Altes und Neues stets mischte und die Abwechslung des Stadterlebens ausmachten.

Nur wenige Reißbrettstädte aus einer Epoche (Mannheim, Karlsruhe, Brasilia, Canberra, EUR) stellen in ihrer stilistischen Homogenität die Ausnahme dar. Bestimmte Viertel von Singapur, Manhattan, Kuala Lumpur, Shanghai, Dubai haben mittlerweile mit ihren himmelsstürmenden Architektur-Experimenten zu einem neuen gigantomanischen Ästhetik-Wettbewerb aufgerufen, der die Bautechnik vor immer neue Herausforderungen stellt.

Die Koloniale Baugeschichte und ihre respondierende Gegenbewegung hat überall auf der Welt die eigentümlichsten Mischstile entstehen lassen und damit spezielle Bautypen geschaffen, mit denen sich die Architekturgeschichte beschäftigen wird, von der Gotik bis zum Pueblo, von der künstlichen Insel bis zum Baumhaus, vom Kiosk bis zur bewohnbaren Skulptur.

Ein Motiv für Entwicklung, Bewegung und Anstrengung scheint, neben den wirtschaftlichen Interessen und dem Überlebenswillen, die not-und sehnsuchtsgetriebene Suche nach Orten zu sein. Das, was Bloch in seiner Theorie der Utopie beschrieben hat, mit dem ewigen Traum vom Besseren und Schöneren angedeutet und als Suche nach der terra incognita, dem Paradies, der Heimat charakterisiert hat und nicht müde wurde, nahezu überall aufzuspüren.

So Neuplatonistisch und Romantisch diese Suche auch immer sein mag, sie hat in ihrer weniger schwärmerischen, nüchteren und kleineren Version

das große Thema Utopie-Dystopie auf das kleinere und anschauliche Format Homotop und Heterotop reduktiv verändert, was schließlich noch im Gegensatz Alltäglich-Außergewöhnlich zu erkennen ist.

Das, was Nietzsche mit dem Ort der „weidläufigen Kontemplation“, der versunkenen Konzentration und des ungestörten Nachdenkens gemeint hat, den er zunehmend in den Städten vermisste, diese Art von säkularem Kreuzgang und beschaulich-stillem Klostergarten wünschte er vermutlich nicht aus quietistischen Gründen, wenngleich mystische Motive diesem „modernen“, nervös-sensiblen, eremitischen und heimatlosen Gegenwartskritiker nicht ganz fremd gewesen sein mögen.

Der sich zeitlebens selbst als „Nietzscheaner“ bezeichnende französische Philosoph Michel Foucault schließlich hat sich ausgiebig mit dem Heterotop oder der Heterotypie befasst und sie als ortsgebundene und real existierende, aber nicht alleine durch den Ort definierte „andere Räume“ bezeichnet. Utopia als raum-zeitlicher „Unort“ ist weder an einen realen Ort, noch an eine bestimmte Zeit gebunden, er bleibt im Gegensatz zum Heterotop eine Projektion in ein unbestimmtes irgendwann-irgendwo. Der Heterotop hingegen verkörpert häufig den Versuch einer realisierten Utopie, ist Ausweise einer Gegenwelt, oder einer gewünschten Alterität. Er kann träumerisch und illusionistisch sein, oder als gesellschaftliche Kompensation fungieren, die das, was der durchschnittliche Alltag unerfüllt lässt, versucht auszugleichen.

Wie sieht er aus, dieser „andere Ort“, was macht ihn zu einem besonderen und wodurch unterscheidet er sich von der übrigen Orten.

Das ist kaum allgemein zu beantworten, so wie es kein „generelles Gegenteil“ gibt, da es immer durch seinen Bezug definiert ist, aber so viel kann vielleicht doch gesagt werden:

1. fehlen ihm die vielen kleinen Kompromisse, die aus praktischen Erwägungen im Alltag eingegangen werden,
2. seine stilistische Orientierung ist deutlich, gleich in welcher Richtung,
3. Konventionen werden entweder überstrapaziert und damit in Frage gestellt oder karikiert, oder sie werden verlassen, gebrochen, außer Kraft gesetzt und durch andere, neue oder eigene ersetzt.
4. er ist durchdacht gestaltet oder das Gegenteil
5. er ist überraschend, leicht fremdartig und anders, mit einer relativ hohen Schwelle

Nur wenige Heterotope sind über die Zeiten in Bedeutung und Attraktivität stabil. Sie sind vielmehr dynamisch und variabel wie alles Lebendige.

länger und weiterhin eine Option im Städtebau, in der Sozial- und Kulturpolitik und der allgemeinen Verwaltung sein kann, da sie zur Uniformität tendiert und lebendige Vielfalt unterdrückt und auf lange Sicht verhindert. Absolute Diversität und völlige Freiheit der Gestaltung kann zu schrankenloser Willkür führen, in der sozialdarwinistische Tendenzen ausschlaggebend werden sowohl für das Bild als auch für die psychosoziale Gestimmtheit, die es letztlich vermittelt.

Wie so oft, läuft es auch hier auf die berühmte „erträgliche Mischung“ hinaus, auf eine kluges und weitblickendes „sowohl-als auch“, das zwar strenge Vorgaben macht, aber einsichtsvoll und großzügig mit ihnen verfährt.

Da Städte so etwas, wie ein statistisches Mittel darstellen, auf das sich eine höchst unterschiedliche Gruppe von Bewohnern einigen und verständigen muss, bilden sich auch heute noch durch den rätselhaften Prozess einer Art von „Sozial-Osmose“ Viertel, Quartiers und Kietze, die im unüberschaubaren Chaos der Agglomeration Strukturen schaffen. Die auf diese Weise entstehende „sekundäre, kleine Einheitlichkeit“ ist keine gebaute und verordnete, sondern eine gewachsene und von Menschen gesuchte.

Dass die Viertel und Quartiers, die sogenannten „Dörfer in der Stadt“, zumeist historische Wurzeln haben ist vielfach untersucht und bekannt, wie beispielsweise die Geschichte der Pariser Arrondissements zeigt, die sich mit der geographischen Lage und Bodenbeschaffenheit, Handwerks- und Ansiedelungsgeschichte und der Historie der aristokratischen Besitzverhältnisse berührt.

Verordnete Einheitlichkeit, wie sie durch alternativlose architektonische Vorgaben in bestimmten Siedlungsquartieren herrscht, hat etwas menschen-, variationen- und lebensfeindliches, das an Militär, Gefängnisse, Klöster, Sektensiedlungen, Zwangs-, Arbeits- und Konzentrationslager, Isolierstationen und Hospitäler erinnert.

Der Gemischtköstler Mensch scheint auch ein solcher auch in Fragen der Wahrnehmung und des Erlebens zu sein, immer nur das Gleiche sehen und erleben, tötet mit der Zeit die Lebensgeister.

Da Einheitlichkeit aber ein bequemes und primitives Ordnungsprinzip ist, haben Regierungen und ihre Verwaltungen immer wieder in der Geschichte versucht, solche herzustellen, mit Ideologie und Gewalt, mit Demagogie und Mode, Rhetorik und Verführung.

Ein höchst erstaunlicher und lucider Versuch, sich über das Doppelgesicht von Einheitlichkeit und Unterschiedlichkeit Klarheit zu verschaffen, liegt in Christian Garves Essay „Über die Moden“ von 1792 vor, in dem der zu

Unrecht als Popular-und Damenphilosoph diskreditierte und heute nahezu vergessene Aufklärer in der Mode gemeinsam wirksame Triebe der „Vereinigung und der Absonderung“ ausmacht.

Gut 200 Jahre vor Georg Simmels „Philosophie der Mode“ (1905) in der dieser seine Sicker-oder Tröpfel-Theorie entwickelte, in der Verhaltensweisen der Oberen Gesellschaftsschichten von den Unteren Schichten imitiert werden und der Modewandel in der nämlichen Richtung verläuft, hatte Garve mit erstaunlich scharfem Blick für „soziologische Zusammenhänge“ bereits von Nachahmung und Abgrenzung gesprochen und damit allen folgenden Modetheorien die Richtung vorgegeben.

Obwohl er zu Lebzeiten ein anerkannter und wichtiger Philosoph war, hat seine spätere Minderbeachtung zwei gewichtige Gründe. Zum Einen legte er sich mit dem berühmten Königsberger an und wurde zu einem seiner wenigen ernstzunehmenden Kritiker und zum Anderen teilte er die damalige Philosophenmode nicht, nach der nur derjenige verdiente ein Philosoph genannt zu werden, der sich in eigentümlicher Hybris und fanatischer Ordnungsliebe um ein eigenes, möglichst geschlossenes und widerspruchsfreies System bemühte. Er hingegen begnügte sich mit gelegentlichen, essayistischen Veröffentlichungen, angeregt durch den „beobachtenden Skeptiker“ Montaigne auf den er sich vielfach bezog und dessen Essays er übersetzt und kommentiert hatte.

„Daß es Moden unter den Menschen gibt, sagt Garve, ist eine Folge ihrer geselligen Natur. „Sie wollen einander gleichförmig seyn: weil sie miteinander verbunden seyn wollen.“

Jede in die Augen fallende Unähnlichkeit in Kleidung, Wohnung und Lebensart, ist ein Abstand, der die Zuneigung verhindert, und der vertraulichen Mitteilung der Ideen im Wege steht. - Wenn Menschen einander einmal so nahe sind, daß sie miteinander gemeinschaftlich handeln, oder sich in Gesellschaft miteinander vergnügen: so ist es eben so wohl eine natürliche Folge ihrer Gesinnung gegeneinander, als eine unwillkürliche Wirkung ihres Beisammenseyns, daß sie einander ähnlich zu werden streben.“

„Die Veränderlichkeit in allem, was zur Mode gehört, fährt er fort, entsteht aus dem Triebe nach Beschäftigung, und aus der Thätigkeit des Geistes, - aus dem Geschmacke am Schönen und dem Urtheile über dasselbe, - und endlich aus der National-Industrie.“

Mit diesem Hinweis auf die wirtschaftlich motivierte Kurzlebigkeit der Moden erweist sich Garve einmal mehr als weitblickender und aufmerksam schließender Beobachter, der beispielsweise in den Fragen der Soziologie und Nationalökonomie seinen philosophischen Zeitgenossen um Einiges voraus war.

Ein antizipatorisches Aufflackern der späteren Konsumkritik klingt in der moralischen Beurteilung der Modeerscheinungen an, wenn Garve sie als nur auf „die kleinen Dinge“ bezogen versteht. Schließlich hatten die Goethefreunde und -förderer Bertuch und Kraus in Weimar das erste Modejournal 1786 herausgegeben, das mit einer riesigen Auflage großes Aufsehen erregte und später unter der Bezeichnung „Journal des Luxus und der Moden“ Geschichte machen sollte. Garves Essay von 1792 war so etwas wie der Versuch, sich einerseits diesen überraschenden „Medienhype“ zu erklären und andererseits sich des Themas ernsthaft anzunehmen, was, da er etwas Gegenwärtiges und Modisches zum Anlass nahm, statt sich gelehrt mit Ewigem und Wesentlichen zu beschäftigen, ihm letztlich den Ruf eines Popular- und Damenphilosophen eintrug.

Dass er sich auf einen Gegenstand minderer Dignität überhaupt einließ, begründet Garve geschichtlich und Nationen übergreifend und deutet in seiner beschreibend-vorsichtigen Sprache, die Vieles offen lässt, bereits auf Bourdieu, Barthes und Foucault voraus, auf das, was später als die „soziale Distinktion“, die „Sprache der Mode“ und als „Disposition“ bekannt wurde.

Ganz in der Manier des platonischen Liniengleichnisses ordnet er die Gegenstände der ästhetischen Betrachtung und Erkenntnis in einer Stufenfolge an, die bei der Putzmacherei und Schminke beginnt und über Kleidung und Dekoration bei der Kunst als höchster Manifestation des Ästhetischen endet und entsprechend unterschiedliche Formen der gedanklichen Auseinandersetzung erfordert. Die Mode ist demnach eine glänzende Verführerin zur Beschäftigung mit den „kleinen Dingen“, die einen von der Auseinandersetzung mit wichtigen Dingen ablenken. Sie hindert sogar, so der Moralist Garve, den Mode-Toren an der Selbstverwirklichung und Vervollkommnung des Selbst.

Überträgt man die Einsichten Garves vom Menschen auf Orte und modische Must-Haves entsteht ein merkwürdig kritisches Bild des Massentourismus und der Unterhaltungs- und Freizeitindustrie. Das Bedürfnis nach Abwechslung, Andersartigkeit der Umgebung, nach Heterotypie und Unterscheidung wird durch die Reise- und Tourismusindustrie befriedigt, der Trieb nach andersartiger Beschäftigung, um mit Garve zu sprechen, wird durch die Unterhaltungselektronik, durch Gadgets und neue Gesellungsformen im Internet abgedeckt. In wie weit das den User an der wirklichen Selbstverwirklichung hindert, wäre zu diskutieren, denn im Tourismus setzt sich die Problematik des Gleichen und Unterschiedenen bruchlos fort, was die Ansprüche und das Konsumentenverhalten deutlich zeigt.

selbe geniale Verleger, Unternehmer und Philanthrop Friedrich Justin Bertuch 1798 die erste Reise-Illustrierte mit dem Titel „London & Paris“ herausgab, die den Erfolg des „Journal des Luxus und der Moden“ fortsetzte. Auch hier, in den Zeiten der beginnenden Industrialisierung, schimmert das Bedürfnis nach Heterotopie und Heteropraxie durch die Ritzen des zunehmend gleichförmiger werdenden Alltags. „Von fremden Ländern und Menschen“ aus den Kinderszenen von Robert Schumann setzt diesem träumerischen Eskapismus 1838 ein klingendes Denkmal.

Das Andere, das Neue, das nie Erlebte, das Fremde und Unbekannte, das Exotische und Abenteuerliche in all' seinen Schattierungen gewinnt eine um so größere Attraktivität, je absehbarer, gleichförmiger und langweiliger sich das durch die Erwerbsarbeit gekennzeichnete Leben gestaltet.

Die sonderbaren, verbrieften Rechte auf Arbeit und Lohn und die auf Freizeit und Urlaub scheinen dem organischen Modell des Einatmens-Ausatmens nachgebildet zu sein, weshalb sie uns kaum noch auffallen, wenn wir sie im Geld-Verdienen und Geld-Ausgeben realisieren.

Wenn man beobachtet, mit welcher Inbrunst Urlauber unsinnig Geld ausgeben, kann und muss man daraus schließen, wie sinnlos und entfremdet ihre Arbeit erlebt wird.

Nicht alle ertragen den zeitlich begrenzten Heterotop am Urlaubsort, und setzen alles daran, den Aufenthalt so vertraut und „unfremd“ wie möglich zu machen, was man auf allen Campingplätzen dieser Welt studieren kann.

Die Werbefotografie operiert seit Jahren spekulativ mit dem Heterotop, wenn sie ausgesuchte Desingnerstücke in runinöser und abgenutzter Umgebung präsentiert oder edle Stoffe mit rustikalen Gegenständen kontrastiert, oder gar elaboriert-dekadenten Chic unter indigenen Volksgruppen auftreten lässt.

Das, was für das 18. Jahrhundert die Chinoiserie, für das 19. Jahrhundert der Historismus, für das 20. Jahrhundert die Afrika-, Indien- und Indigenenmode war, scheint im 21. Jahrhundert das Extra-Terrestrische werden zu wollen, da die Sehnsuchtsorte dieser Welt nahezu abgegrast, oder mittlerweile dem erweiterten Alltag zugeschlagen wurden. Die geografisch auffindbaren Orte haben durch ihre Erschließung für den Tourismus ihren Reiz des Heterotops eingebüßt, selbst die unwirtlichsten Orte der Wüsten, Dschungel und Pole weisen Pisten für Fahrzeuge auf und Stationen und Anschlüsse für Trinkwasser und Fernkommunikation. Die möglichen Schocks und Thrills sind weitgehend verfügbar, medial geplündert und versicherungstechnisch entschärft. Die meisten Märchen sind nicht nur erzählt, sondern auch verfilmt, vertont, karikiert, fortgesetzt

und verlängert und die Heterotopie musste auf die zweite und dritte Ebene auswandern und ist nunmehr vorzugsweise im Erleben und Handeln zu finden, aussehen tut es dabei fast wie im gemittelten „Überall“, alle möglichen und unmöglichen Disneyworlds, second und third lifes inklusive.

Wo und Wie ereignet sich in dieser grauenerregenden Gleichzeitigkeit noch so etwas wie das, was man früher Kultur nannte ? Kann und darf man eine solche Frage überhaupt stellen, ohne der völligen Lächerlichkeit anheim zu fallen und preisgegeben zu sein . . .

Man kann, darf und muss es sogar, denn Kultur ist das Einzige, was wir in einer automatisierten Welt noch haben, das wir- wenn auch die Gedanken nicht mehr ganz frei sind- wenigstens in der Kombination dieser Gedanken und der Relation untereinander mit Freiheit assoziieren können.

Das klingt wie ein minimalistisch-bescheidener Lobgesang auf die Kultur, oder besser gesagt auf die Zwillinge Kunst und Kultur im Sinne und Verständnis eines „Hendiadyoin“. Ist es auch und soll es sein, denn in der Heterotopie, Heterochronie, Heteropraxie, Heterochromie, Heteronomie, Heterologie. Heterophilie . . . etc. liegt unsere Zukunft, phylogenetisch wie ontogenetisch, als Gattung und als Individuum.

Was die Surrealisten als Enkelschüler der Romantiker angefangen hatten, mit ihren Versuchen der Außerkraftsetzung der diskursiven Logik führen wir fort und entwickeln es notwendigerweise weiter, wie es die OULIPO-Leute taten und tun, oder wie die Psycho-Logik eines Arno Schmidt es aufscheinen ließ. Die Bisoziation und Trisoziation eines Arthur Koestler, die zwischen Humor und Neuem Wissen changiert und all' die automatischen Texte bis zum Rand angefüllt mit „profanen Erleuchtungen“ und der Dynamik des Absurden weisen den Weg. Walter Benjamins Essay von 1929 „Der Surrealismus“ trägt nicht umsonst den Untertitel: „Die letzte Momentaufnahme der europäischen Intelligenz“, denn und das ist Programm: der darin versteckte Appell darf nicht überhört werden, thematisiert er doch die Intelligenz als wichtiges künstlerisches Fach und reklamiert für sie die alten Rechte, die sie in der Kunst und Kultur immer hatte.

Entgegen der weitverbreiteten Ansicht, das es vorwiegend die Gefühle und der Geschmack seien, die zur Erzeugung und zum verständigen Genuss von Kunst und Kultur notwendig seien, ziehen auch wir mittlerweile die Intelligenz vor, nicht zuletzt weil sie selbst wiederum Voraussetzung für Gefühle, Geschmack, Konzentration, Wahrnehmungsbereitschaft, Dechiffrierungsfähigkeit, Reflexion, Intellektualität und Erkenntnis ist. Das, was im Deutschen Idealismus (Kant, Fichte, Schelling, Hegel) unter dem

Begriff der „intellektuellen Anschauung“ kontrovers diskutiert wurde und letztlich in die Bewusstseins-Debatte mündete und später von Novalis „Urhandlung des Ich“ genannt wurde, ist es, was in den Protokollen von Kunst und Kultur exemplarisch thematisiert und aktualisiert wird. In den Notizen von Leonardo taucht der Begriff der „verbindenden Detailkenntnis“ auf, von dem wir zwar nicht wissen, ob er ihn übernommen oder selbst geprägt hat, er trifft aber das, was die Benjaminsche „Intelligenz“ im Untertitel seines Essays von 1929 meinte, ziemlich genau.: eine Bezeichnung für die Verbindung und Integrierung der einzelnen Kompetenzen innerhalb der menschlichen Ausstattung.

Dass dieses unbestimmte Kompetenzen-Integral besonders im Heterotop gefördert wird und dass die Anzahl der identifizierbaren und zugänglichen Heterotope innerhalb einer Gesellschaft die Kennzahl ihrer kulturellen Floreszenz ist, lauten die Hypothesen dieser Betrachtung.

Um sie zu überprüfen müsste jetzt eine groß angelegte Untersuchung pädagogisch-psychologischer Art durch eine vergleichende Kulturstudie ergänzt werden, was in diesem Rahmen nicht geleistet werden kann.

Wichtig hingegen ist, dass die Hypothesen in der Welt sind, um politisch vorbereitende Schlüsse aus den Vermutungen zu ziehen.

Wenn das mit der Anzahl der Heterotope denn zutrifft, müssen sie erst einmal aufgesucht und als solche identifiziert werden, was eine lohnende Aufgabe für Künstler wäre, sofern sich eine Gesellschaft für ihre Heterotope interessiert, was sie aber im Angesicht der geäußerten Hypothesen durchaus sollte.

Es ist ja nicht so, dass die Diskussion der Heterotope neu wäre; sie hat seit dem Vortrag von Michel Foucault 1967 eine rasante Konjunktur durchlebt, in der Sozialwissenschaften, Pädagogik, Psychologie, Anthropologie und Kulturwissenschaften versucht haben, den Begriff für sich nutzbar zu machen. Vor allem die Pädagogik und Bildungswissenschaften haben sich besonders um den Heterotop als Denkfigur bemüht, da hier eine große Zahl von Vorläuferformen seit Pestalozzi, Montessori und Summerhill im Gespräch waren. Die gesamte sogenannte Reformpädagogik, vom Survival Training über das „Soziale Jahr“ bis hin zum Ocean-College haben „andere Räume“ pädagogisch genutzt und reflektiert, Vor- und Nachteile erörtert und immer wieder das außerschulische Lernen lobend hervorgehoben. Das Erleben und aktive Bearbeiten von Unterschieden hat offensichtlich einen besonders großen und zudem noch übertragbaren Lerneffekt.

„Der andere Ort“, der Ort an dem es anders zugeht, der anders aussieht, der ein anderes Klima im wörtlichen und übertragenen Sinne hat, an dem man sich anders verhält und fühlt, an dem andere Rituale und Gepflogenheiten herrschen und befolgt werden, an dem andere Werte gelten und mit anderen Maßstäben gemessen und beurteilt wird, kann Traum und Alptraum sein, Paradies und Inferno, Reigen seliger Geister, oder Tanz der Furien

Foucault benannte als seine Funktion sowohl „Illusion“ als auch „Kompensation“ und andere, spätere Autoren fanden noch weitere Motive und Funktionen wie Beruhigung, Thrill, Anregung, Hilfe und Stoff, Anlass und geeigneter Platz zum Lernen, Fundort für Argumente und Perspektiven.

Bei aller Diversität ist allen Heterotopen gemeinsam, dass es reale, physisch erlebbare Orte sind, mit Adresse und Eingangstür.

Die Frage, ob man Heterotope herstellen kann, muss mit Ja beantwortet werden, aber nicht jeder ist dazu in der Lage. Künstler scheinen dafür besonders begabt, weil sie einfallsreich, mutig und eigenwillig genug sind, dazu vergleichsweise kompromisslos und konsequent. Ob es wünschenswert sei, Heterotope herzustellen, muss mit einem emphatischen „unbedingt“ beantwortet werden, weil sie die Garanten für eine lebendige Kultur sind.

„Lebendig“ bedeutet in diesem Zusammenhang so viel wie abwechslungsreich, nicht- einheitlich und nicht-monoton, aus vielen unterschiedlichen Quellen sich speisend.

Venedig hat Jahrhunderte lang von dieser seiner Andersartigkeit gelebt und das, was einstmals strategische Verlegenheit war, geschickt genutzt und schließlich zur Einmaligkeit stilisiert. Ähnliches gilt für die Mönchsrepublik Athos mit ihren 20 pittoresken Klöstern, für die verbotene Stadt in Beijing und für viele andere Orte, die heute als Tourismus-Magneten wirken.

Da sich die Attraktivität von Herotopen abnutzen kann, ist die Herstellung neuer anderer Orte nicht nur erwünscht, sondern geradezu geboten.

Der Versuch die „Idee der Champs Elysées“ durch Verlängerung zu vergrößern und durch die Errichtung eines neuen Triumphbogens zu krönen, muss eher als misslungen betrachtet werden. War schon die martialisch-nationalistische alte Avenue nicht gerade eine städtebauliche Meisterleistung, so ist es die Avenue de la Grand Armée mit dem neuen Bogen noch viel weniger. Sie geriet leider zu einer menschenleeren, modernen Wüste ohne Charme und mitreißendes Leben.

Man darf offensichtlich den neuen Extratopos nicht direkt neben den alten setzen und Bautypen zitieren und dabei nur an die Fotografie denken; gelebt und inspiriert geforscht wird nicht in spektakulär-demonstrativen

Fotos, sondern vorzugsweise an interessanten, geheimnisvollen und versprechenden Orten. Und damit kommen wir zur „hohen Schwelle“ des Heterotops, die umstritten ist, aber notwendig zu sein scheint. Eine hohe Schwelle bedeutet keinesfalls, dass sie unüberwindlich ist und der dahinter liegende Ort womöglich unzugänglich sei - ganz im Gegenteil – sie ist lediglich ein Selektionsinstrument für mögliche Besucher.

In der zeitgenössischen Kulturdebatte herrscht ein unerträglich herablassender Ton, in dem immer wieder von „niedrigschwelligen Angeboten“ die Rede ist. Was soll das sein-?- kulturpolitischer Populismus, Nachhilfeunterricht für kulturell Behinderte und Benachteiligte, Beschäftigungstherapie für Ängstliche?

Dieses Prunkstück aus dem Sozialpädagogen-Idiom erkennt gleich mehrfach, worum es bestenfalls gehen könnte. Kultur ist kein Angebot sondern entweder das, worin wir fraglos leben, oder, nach gehabter Reflexion des Ist-Zustandes, eine Frage der Teilhabe, respektive des Mitmachens und Beitragens. Angebote richten sich bekanntermaßen nach der Nachfrage, zumindest in unserem saturierten Kapitalismus und außerdem beziehen sich Angebote vorzugsweise auf Konsum, und darum kann es ja wohl kaum gehen.

„Kultur ist nicht das, was man hat, sondern das, was man tut“ stand einmal als Motto über einer Vortragsreihe an der Hessischen Bergstraße und daran soll hier angeschlossen werden, wenn die Activitas in der kulturellen Sozialisation betont wird. Von Novalis stammt der schöne Begriff der „Dephlegmatisierung“ und dieser soll verwendet werden, wenn es um Bildung, Neugier, Kultur, Kunst, Musik und Literatur geht.

Eine hohe Schwelle macht neugierig und genau in dieser Neugier liegt der Beginn von Bildung und Kultur.

Der im Stil eines Geheimtipps weitergegebene Heterotop ist jener Ort, am dem es möglicherweise etwas zu entdecken gibt, an dem überraschende Begegnungen stattfinden können, wo ich etwas sehen oder hören kann, das ich zuvor weder gesehen noch gehört habe.

Der andere Ort soll also ein Ort des möglichen Zugewinns sein, er muss nicht öffentlich sein, wie die Literaten Cafes in Paris, die Tearooms in Oxford und Cambridge oder das Münchner Schumanns, er kann ganz unscheinbar und versteckt im gänzlich Untouristischen liegen und erst nach Überwindung der Schwelle seine andersartige Interessantheit zeigen. Der englische Club und die schottischen Logen haben versucht die Idee des Heterotops in eine gesellschaftliche Form zu bringen, aus der sehr bald eine geheimgesellschaftliche wurde und dem Heterotop ein besonders geheimnisvolles und elitäres Gesicht gab.

In den Zeiten der Häretikerprozesse und der Inquisition entstanden viele Geheimgesellschaften, wissenschaftliche Akademien und Bruderschaften und da deren Ansichten alle nur im Verborgenen ausgetauscht werden durften, konnte man bald kaum noch zwischen Sekten, weltanschaulichen Gruppierungen und Clubs wissenschaftlicher Dissidenten unterscheiden. Das sah nicht gut aus für den Ruf des Heterotops und führten zu der Einsicht, das ein Heterotop geschlossen werden muss, sobald sich mehrere Personen beginnen sich in ihm heimisch zu machen und Klüngelwirtschaft droht die liberalen Verhältnisse durch Frontbildungen und Sprachregelungen zu verändern.

Das bedeutet für die Politik des Heterotops, dass er kein Versammlungsort für anders Denkende ist und sein darf. Er soll vielmehr ein idealer Ort der freien Meinungsbildung und nicht der Meinungsverbreitung sein, an ihm wird weder gepredigt, noch programmatisch vorgetragen, sondern angeschaut und nachgedacht, zugehört und nachgedacht oder aber positiv geschwiegen.

Dieses positive Schweigen erinnert wieder an das, was Nietzsche in den modernen Großstädten vermisste, den „großen weiten Raum zum Nachdenken“ wie er in der „Fröhlichen Wissenschaft“ unter dem Titel „Architektur der Erkennenden“ schreibt.

Mit einer Profanierung des reichlich vorhandenen nicht mehr genutzten Kirchenraums wird das wohl nicht gelingen, auch nicht mit der vielerorts vollzogenen Umwidmung zur Kultur- Ausstellungs- und Eventhalle. Denn ein ehemaliger sakraler Raum, bleibt ein sakraler Raum auch wenn seine religiöse Ausstattung entfernt wurde und der Weihrauch verflogen ist.

Der Heterotop, um den es hier geht, ist ausschließlich der positive Heterotop, nicht das Ghetto oder der Unort der Ausgeschlossenen und Unangepassten und seine Thematisierung entspringt einer bereits fortgeschrittenen Kulturstufe, die bereits dekadente Züge erkennen lässt. Die etablierten kulturellen Institutionen müssen deutlich abgewirtschaftet haben, wenn Sehnsucht nach anderen Orten aufkommt, nach anderen Gesellschafts- und Lebensformen. Die Geschichte der Alternativen Bewegungen berichtet darüber, Landkommunen, Sekten und radikale politisch-weltanschauliche Gruppen eingeschlossen.

Zum literarischen Topos des antiken „locus amoenus“ ist der „alter locus“ oder Heterotop der Jetztzeit hinzugekommen, der alleine schon durch seine Andersartigkeit und den Kontrast, den er zu seiner Umgebung bildet hervortritt und die Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Er ist jedoch keine Fiktion oder Idealisierung wie in der Lyrik des Anakreon, sondern ein eindeutig geographisch identifizierbare Ort

inmitten eines real existierenden Umfelds und es ist der Unterschied aus der er seine besondere Bedeutung bezieht, in den tradierten Versionen Amoenus und Terribilis.

„Vive la différence!“ möchte man laut in eine Welt der ängstlichen Gleichmacher rufen, die alles bedrohen, verfolgen und einzuebnen versuchen, was nur ein wenig anders ist.

Allons enfants, lasst uns Heretope erfinden und dadurch unserer Kultur zu neuer Interessantheit verhelfen . . . Vive la différence !

Danke